

Utta Danella

Der Mond im See

Roman



Tante Hille erschien mir erstmals wieder im Traum. Ich will nicht gerade sagen, dass es ein Albtraum gewesen wäre. Aber immerhin ein Angsttraum.

Ich war, wie ehemals, ein kleiner Junge, ich stand auf einem der grünen Sessel im grünen Salon und haschte verzweifelt nach dem Flieger, der mit lautem Surren unerreichbar hoch über mir seine Kreise zog. Den Flieger hatte ich aus der Ernennungsurkunde von Urgroßpapa zum Gemeindepräsident gebastelt, und es war mir klar – im Traum, versteht sich –, dass das eine unerhörte Missetat war und dass ich das Ding fangen, auseinanderfalten, sorgfältig glatt streichen und wieder an seinen angestammten Ehrenplatz hinter Glas auf der Nussbaumvitrine unterbringen musste. Aber ich konnte das verflixte Ding nicht fangen. Mitten in mein Bemühen hinein platzte Tante Hille, was ganz selbstverständlich war, denn es war mir nie, fast nie, gelungen, irgendeine strafbare Handlung zu begehen, ohne von ihr früher oder später dabei erappt zu werden. Ich stand auf dem Sessel, sie davor, klein, drahtig, energisch, die Stirn über den klaren braunen Augen unheilvoll gerunzelt.

»Was ischt das?«

Ich zog den Kopf zwischen die Schultern, fest entschlossen, nicht zu gestehen, dass es sich um ein ehrwürdiges Dokument handelte, das da oben unter der Zimmerdecke immer schneller, immer lauter seine Kreise zog. Sssss! Sssss! Wenn sie entdeckte, was es war, setzte es unweigerlich ein oder mehrere Datscherli, wie sie es nannte, wobei es sich keineswegs um Datscherli handelte, sondern um ausgewachsene Ohrfeigen von einer recht kräftigen Hand.

Damit war sie sehr freigebig. Als ich klein war, begann ich jedes Mal lauthals zu plärren, später dann schluckte ich, ballte die Fäuste und verzog mich, je nach Jahreszeit, entweder in die hinterste Ecke des Gartens oder in das Apfelkammerli unter der Treppe. Und hasste Tante Hille eine Weile aus tiefstem Herzen. Bis Maman mich fand, in die Arme schloss, küsste und streichelte und liebevolle Worte dabei murmelte. Was ich als größerer Junge ebenso wenig leiden mochte wie die Datscherli.

Aber zurück zum Traum. Tante Hille starrte zur Decke hinauf, dann auf mich, dann wieder zur Decke, und voilà, wie konnte es anders sein, da hatte sie den leeren Fleck unter Glas entdeckt und messerscharf kombiniert, dass es die Urkunde war, die da oben surrte.

»Du bischt ein ganz ungezogener Bub! Jetzt gib acht, wie es dir ergeht.« Sie zog mich am Arm energisch vom Sessel herunter, holte aus – und ich erwachte.

Im ersten Moment war ich erleichtert. Als dreißigjähriger Mann hat man es nicht gern, von einer alten Tante geohrfeigt zu werden, nicht einmal im Traum. Dann hörte ich, dass das Surren immer noch da war. Natürlich – da hatte sich wieder so ein Biest unter das Netz verirrt. Darum

also der Schreckenstraum. Und heiß war es wieder! Nahm dieser Monsun nie ein Ende? So widerlich wie diesmal war er mir noch nie vorgekommen. Mein Körper war schweißnass, die Luft im Zimmer schwer von Feuchtigkeit.

Mit einem Fluch sprang ich aus dem Bett und machte mich daran, den Moskito zu erschlagen. Dann tappte ich hinaus in die Pantry, um mir etwas Kaltes aus dem Kühlschrank zu holen. Der Doktor sagte zwar immer, man solle nicht so viel trinken, das erhöhe nur den Schweißausbruch, aber hol's der Teufel, ich war kein Märtyrer, und wenn mir die Zunge am Gaumen klebte, dann trank ich eben.

Ich zündete mir eine Zigarette an, wohl wissend, dass es ebenfalls sehr ungesund war, mitten in der Nacht zu rauchen. Aber was bedeutete Trinken und Rauchen gegen dieses verfluchte Klima hier. Das war bestimmt das Ungesündeste von allem. Wieder wie so oft bewunderte ich im Stillen die Briten, die es hier so lange ausgehalten hatten, ohne Aircondition, ohne Kühlschränke, ohne – mochte der Himmel wissen, was es in ihrem prächtigen Kolonialreich im vergangenen Jahrhundert alles nicht gegeben hatte.

Ich lauschte gewohnheitsmäßig in die Nacht hinaus. Tiefe Stille. Friede. Oder zumindest scheinbarer Friede. Seit dem Aufstand und den bösen Schlachten zwischen Mohammedanern und Hindus vor einigen Monaten traute ich dem Frieden nicht mehr. Irgendwo schnitten sie sich immer die Kehlen durch. So wie sie Tahoj, meinem Lieblingsboy, die Kehle durchschnitten hatten. Tahoj, sanftäugig, gutwillig, fleißig, immer bemüht, mir jeden Wunsch von den Augen abzulesen – und dann lag er am Morgen vor meiner Schwelle, ausgeblutet und stumm. Den Anblick konnte ich nicht vergessen. Sein einziger Fehler: Er hatte in den Augen der anderen die falsche Religion gehabt. Religionskämpfe im zwanzigsten Jahrhundert! Aber hier war eben kein zwanzigstes Jahrhundert, auch wenn wir ihnen ein Stahlwerk nach den modernsten und fortschrittlichsten Erkenntnissen des zwanzigsten Jahrhunderts aufgebaut hatten. Tagelang hielt das Morden in der Siedlung an. Den Europäern geschah nichts, obwohl wir das Schlimmste befürchteten. Wir hatten die Frauen und Kinder im Club und in einigen größeren Bungalows untergebracht und bewachten sie Tag und Nacht. Bis Regierungstruppen kamen und die Ordnung wiederherstellten. Oder jedenfalls so etwas Ähnliches wie Ordnung. Die Produktion wurde wiederaufgenommen. Wir betranken uns einige Tage lang im Club, um die furchtbaren Bilder zu vergessen. Ich bekam einen neuen Boy. Es herrschte Ruhe bis zum nächsten Mal.

Indien! Was für ein Land! Viel zu groß, um es zu begreifen. Viel zu groß, um es zu kultivieren. Und wir hier in Rourkela, was taten wir – was konnten wir tun? Unsere Arbeit, sonst nichts. Unsere Arbeit, für die man uns hierhergeschickt hatte und großzügig bezahlte. Wenn meine

Zeit zu Ende sein würde, in zwei bis drei Jahren – Himmel und Hölle – freute ich mich auf Europa!

Und es würde gar nicht so lange dauern, bis ich es wiedersah. Ein paar Monate noch, dann hatte ich Urlaub. Viele, viele lange Wochen Europurlaub. Aber dann –

Die Welt würde mir gehören. Oder zumindest Europa. – Komisch, dieser Traum. Wie lange hatte ich nicht mehr an Tante Hille gedacht? Wie lange ihr nicht mehr geschrieben? Zu Weihnachten das letzte Mal. Es war eine Schande. Ihren Geburtstag hatte ich auch vergessen. Und nun nicht mehr im Traum, sondern bei klarem Bewusstsein, sah ich die alte Dame deutlich vor mir. Bis zur Schulter ging sie mir jetzt. Ihr Haar war weiß gewesen, als ich sie das letzte Mal gesehen hatte. Vielleicht lebte sie gar nicht mehr. Hatte ich am Ende deswegen von ihr geträumt, weil sie gestorben war? Spukte sie jetzt in meinen Nächten herum? Das traute ich ihr ohne Weiteres zu. Da wäre also der letzte Mensch gestorben, der zu mir gehörte. Mein Vater im Krieg gefallen, ich kannte ihn nur als vage Erinnerung. Maman gestorben, als ich fünfzehn war. Ausgelöscht wie ein müdes kleines Flämmchen.

Was für blödsinnige Nachtgedanken! Ich war wirklich reif für den Urlaub. Ich schenkte mir noch einen doppelten Whisky ein, und dann wollte ich schlafen. Ohne Moskitos, ohne Urkunde, an der Decke kreisend, und ohne Tante Hille.

Immerhin wirkte der Traum so nach, dass ich einige Tage später einen Brief an Tante Hille schrieb. Mir gehe es gut, kommendes Frühjahr hätte ich Urlaub, und dann würde ich sie besuchen. – Doch, das hatte ich mir fest vorgenommen. Acht bis zehn Tage würde ich bei ihr bleiben. Das genügte. Denn ich hatte viel vor in meinem Traumurlaub. Erst nach München zur Firma, dann einen flotten kleinen Wagen kaufen, und dann, gut, bitte schön, würde ich in die Schweiz fahren zu Tante Hille, in das komische alte Haus, in dem ich den größten Teil meiner Kindheit verbracht hatte.

Aber dann – dann ging das große Leben los. Zuerst vielleicht zum Genfer See, dann in einem Rutsch zur französischen Riviera und dort ein paar großartige Wochen verbracht. Ehe die große Hitze kam. Darauf legte ich keinen Wert. Hitze hatte ich hier genug genossen. Wieder nach Norden, mal eben schnell nach Paris, dann vielleicht an die holländische Küste, möglicherweise auch an die Nordsee. Wir hatten einen jungen Ingenieur vor ein paar Monaten herbekommen, der erzählte tolle Geschichten von der Insel Sylt. Wer dort etwas auf sich hielt, lief nackt herum. Und gelegentlich seien ein paar gut gewachsene Mädchen darunter, die das Anschauen wert seien. Das durfte ich mir nicht entgehen lassen.

Überhaupt Mädchen! Frauen! Europäische Frauen mit langen Beinen und heller Haut, möglichst blond und blauäugig. Am besten fuhr ich gleich nach Schweden weiter, da gab es so was massenhaft. Ein Urlaub würde das werden!

Abends im Club schwärmte ich davon. Meine jungen Kollegen bekamen träumerische Augen. Und gaben sehr realistische Kommentare dazu. Thaler, der Leiter vom Kraftwerk, ein stämmiger Mann Ende fünfzig, lächelte nachsichtig.

»Dann sehe ich Sie schon mit einer Ehefrau hier ankommen. Passen Sie auf, Ried, das geht schnell.«

»Bei mir nicht. Ich heirate erst, wenn ich hier unten fertig bin. Wenn ich ganz wieder zu Hause bin und einen großartigen Job bei der Firma habe. Und dann suche ich mir ein Mädchen!« Ich blickte schwärmerisch zur Decke, wo ich das Wundermädchen schweben sah. »Das schönste Mädchen der Welt. Zart und schlank, blond und süß, mit zärtlichen blauen Augen, so ein Mädchen muss es sein.«

Komisch, was da vor meinen inneren Augen schwebte, glich aufs Haar Annabelle. Blond und zart, schutzbedürftig, zärtlich – hatte ich je ein Mädchen gesehen, das mir besser gefiel als sie? Nie!

Nie.

Nun, das war lange vorbei. Annabelle hatte längst geheiratet. Und dass sie für mich unerreichbar war, das hatte man mir ja damals deutlich genug zu verstehen gegeben. Annabelle de Latour, die Tochter vom Schloss. Solange sie ein Kind war, durfte ich mit ihr spielen. Später nicht mehr.

Die Kollegen hatten inzwischen den Faden aufgenommen und malten weiter an dem Bild des Mädchens, das ich mir vorstellte. Der eine wollte sie mit großem, der andere mit kleinem Busen haben. Einer bestand auf einem Grübchen in der Wange, und der kleine Sanders meinte frech, er finde ein Grübchen am Popo viel reizvoller.

Thaler hörte sich das geduldig an und nibbelte langsam an seinem Whisky.

»Und sonst, Ried? Sonst soll sie gar nichts sein? Nur schön und zärtlich?«

»Reich natürlich auch«, quakte Tillessen dazwischen. »Das ist besonders wichtig.«

Ich winkte ab. »Mit reichen Mädchen ist es schwierig.«

»Ich könnte mir noch ein paar andere Eigenschaften vorstellen«, meinte Thaler.

Ich sah ihn an und wusste, was er meinte.

»Klug«, sagte ich. »Und ein guter Kamerad.«

»Ja.« Thaler nickte bedächtig. »Ein Freund. Versteht ihr? Ein echter Freund, in guten und in bösen Tagen. Ob sie dann einen großen oder kleinen Busen hat und ein Grübchen hier oder dort, spielt gar keine Rolle. Daran gewöhnt man sich. Aber das andere, das ist viel wichtiger.« Er konnte gut reden. Es war keine Theorie. Er hatte so eine Frau. Karin Thaler war die Frau, die mir außer Annabelle in meinem Leben am besten gefallen hatte. Keine Übertreibung. Es spielte keine Rolle dabei, dass sie gut zehn Jahre älter sein mochte als ich. Tatsache war, dass ich Thaler um diese Frau beneidete. Sie musste einmal ein bildschönes Mädchen gewesen sein. Und sie sah immer noch blendend aus, obwohl sie zu Hause in Deutschland drei Kinder hatte. – Schlank, hochbeinig, ein schmales rassiges Gesicht mit großen graublauen Augen, hellblondes Haar, und das Lächeln eines jungen Mädchens. Die beiden führten eine glückliche Ehe, das merkte man, ohne dass ein Wort darüber gesprochen wurde. Sie waren – nun ja, eben nicht nur ein Ehepaar, sondern Freunde. Und das Schlimmste, das sie erlebt hatten, hatte sie nur enger aneinander gebunden.

Ich wusste ja nur einiges über ihr Leben, was man eben so im Laufe der Zeit erfuhr. Er hatte den ganzen Krieg mitgemacht, war schwer verwundet worden, und dann in russischer Kriegsgefangenschaft. – Zwei Kinder hatte sie damals schon, sie lebte in der Sowjetzone. Als er dann kam, war er kein junger Mann mehr. Und das Leben war schwer für sie. Vor fünf Jahren waren sie in die Bundesrepublik gekommen, er nun schon ein Mann in den Fünfzigern, mit der schweren Aufgabe, ganz neu anzufangen. Unsere Firma hatte ihn angestellt, aber nur in verhältnismäßig bescheidener Position. Die großen Posten gehörten heute den Jungen.

Und darum war er nach Rourkela gegangen. Hier bekam er eine leitende Position, hier verdiente er viel mehr, und man hatte ihm zugesagt, wenn er noch fünf Jahre Indien machte, würde er dann in der Heimat eine gute Position bekommen. Es war wichtig für ihn. Die beiden Ältesten brauchten eine gute Ausbildung, der Große studierte schon, soviel ich wusste. Der kleine Nachkömmling benötigte noch lange Zeit, bis er erwachsen war.

Sie hätte daheimbleiben können. Gemütlich in Deutschland, in einer hübschen Wohnung, bei ihren Kindern, Geld war ja nun da, sich pflegen, noch ein bisschen was vom Leben haben, ehe sie alt wurde.

Aber sie war mit ihm gegangen. Der Mann war so viel allein gewesen, hatte sie so lange entbehren müssen. Er war nicht mehr gesund, das Klima bekam ihm nicht. Sie wusste, dass es für ihn leichter sein würde, wenn sie bei ihm war.

Freunde! Ja. Das war es wohl.

Ich nickte Thaler zu. »Sie haben recht. Wieder einmal ganz genau auf den Punkt. Ich werde daran denken, wenn es so weit ist.«

Ach, du lieber Himmel! Ich ahnungsloser Narr. Woran würde ich noch denken, wenn ich Annabelle wiedersah? An nichts, an gar nichts. Nur daran, sie in die Arme zu nehmen und zu küssen und festzuhalten. Sie zu besitzen. Ja, ganz klar herausgesagt, sie endlich besitzen. Annabelle, die längst die Frau eines anderen war.

»Noch einen«, sagte ich mürrisch zu dem Boy und gab ihm mein leeres Glas.

Nach einer Weile kam Karin Thaler aus dem Nebenraum von ihrer Bridgerunde.

»Fertig für heute?« fragte ihr Mann.

Sie nickte. »Ja. Ich kann mich sowieso nicht konzentrieren. Diese Luft ...«

Sie sah schlecht aus, müde und älter als sonst, ein paar Linien im Gesicht, die ich noch nie gesehen hatte. Aber sie lächelte mir zu. »Na, Walter, so nachdenklich?«

»Er macht im Geist Europa unsicher und trifft gerade seine Wahl unter den Töchtern des Landes«, mokierte sich Thaler.

»Hoffentlich nicht gerade während seines Urlaubs«, meinte sie. »Da wählt man meist daneben. Die Zeit ist zu kurz und der Eifer zu groß. Das haben wir hier schon öfter erlebt.«

»Na, du musst es ja wissen«, meinte ihr Mann trocken. »Ich habe dich ja schließlich auch während meines ersten Fronturlaubs kennengelernt.«

Sie stand neben seinem Sessel, legte ihm die Hand auf die Schulter und lächelte auf ihn hinab. Ein warmes, zärtliches Lächeln. Auf einmal sah sie wieder viel jünger aus.

Er schaute zu ihr hinauf und lächelte auch. Und war nicht mehr ein müder, früh verbrauchter Mann, dem das Leben wenig Chancen geboten hatte. Er war, so schien es mir, ein glücklicher Mann.

»Gehen wir?«, fragte sie.

Er nickte und stand auf.

Ich erhob mich ebenfalls, und als sie mir die Hand gab, beugte ich mich hinab und küsste ihre Hand. Eine schmale feste Hand mit langen sensiblen Fingern. Sie hob überrascht die Brauen und errötete sogar ein wenig. Wir waren sonst keine besonderen Kavaliere hier draußen.

Als sie fort waren, setzte ich mich nieder und machte mich über den neuen Whisky her. Die anderen waren in eine laute Debatte vertieft. Ingenieur Schneider führte das große Wort. Sein Lieblingsthema. Was für ein Unsinn es sei, Indien die Errungenschaften des zwanzigsten Jahrhunderts aufzuzwingen, da es geistig noch im fünfzehnten lebte.

»Sie können die Zeit nicht überspringen. Sie müssen sich entwickeln wie alle anderen. Wir haben auch Jahrhunderte gebraucht, bis wir moderne Menschen waren. Vor dreihundert Jahren haben wir auch noch wegen der Religion Kriege geführt. Und haben Hexen verbrannt. Und Zauberformeln gelernt. Es braucht seine Zeit. Auch ein Kind ist nicht in drei Jahren erwachsen.

Solange sie sich umbringen, weil sie an verschiedene Götter glauben – solange sie diese scheußlichen Bräuche und diesen furchtbaren Aberglauben haben, auch die Gebildeten unter ihnen, auch die, die etwas gelernt haben, solange sind wir einfach lächerlich mit unserer Technik hier.«

Und Tillessen dagegen: »Die Erde ist zu klein geworden. Die Technik reicht überallhin, man kann keinen Fleck aussparen und warten, bis er sich nachentwickelt. Wir müssen ihnen helfen bei dieser Entwicklung. Wir müssen sie beschleunigen. Das ist unsere Aufgabe. Und nicht nur, soweit es die Technik betrifft.«

»Sie haben ja gesehen, wie weit wir damit gekommen sind. Hier im Schatten von einem der modernsten Stahlwerke, das die Welt kennt, haben sie sich noch vor einigen Wochen hingemetzelt. Und dass sie uns nicht auch massakriert haben, wundert mich heute noch. Aber dann vielleicht beim nächsten Mal.«

Ich kannte diese Gespräche. Ich hatte mich oft genug daran beteiligt. Drei Jahre war ich jetzt hier. Aber Indien blieb mir so unverständlich wie am ersten Tag. Man konnte es vielleicht beherrschen, wie Großbritannien es beherrscht hatte. Aber man konnte es nicht verstehen.

Heute hatte ich keinen Spaß an der Diskussion. Mich interessierten weder die indischen noch die deutschen Religionskriege. Ich dachte an meinen Urlaub. Und seit dem Traum vor ein paar Tagen an Tante Hille. Und an Annabelle.

Ja. Am meisten an Annabelle.

An einem kühlen Tage Anfang Mai landete ich auf dem Flugplatz München-Riem. Es regnete in Strömen. Ich fröstelte in meinem dünnen Trenchcoat, aber ich fand den Regen und die Kühle herrlich. Als ich mein Gepäck hatte, trug ich es vor das Portal, setzte es dort nieder und ging – die Hände in den Taschen – einige Mal vor dem Flughafengebäude hin und her, ohne Hut, das Gesicht nach oben gekehrt, damit es möglichst viel von dem wundervollen Nass abbekam.

Mitteleuropäischer Regen, kühl, sanft, geradezu wohlschmeckend, wie ich mit der Zungenspitze feststellte. Herrlich!

Darüber fuhr der Bus weg, und ich musste ein Taxi nehmen. Der Taxichauffeur, als er mein nasses Gesicht und mein tropfendes Haar sah, meinte kummervoll: »So a Sauwetter, so a greisliches!«

»Das Wetter ist einfach großartig«, sagte ich, »könnte gar nicht schöner sein.«

Er warf mir einige misstrauische Blicke zu, während er mein Gepäck verstaute. Also beeilte ich mich, nachdem ich mich neben ihn gesetzt hatte, ihm zu erläutern, dass ich aus den Tropen käme, dass es dort entweder irrsinnig heiß sei, oder wenn es regnete, sich um Monsun handle, der auch warm sei, wild und wütend, und keine Erholung und Erfrischung biete.

»Mei«, sagte er, »dös is arg. Dös siech i ein. Ja, wann's so is, nachher kemmans' hier grad recht. Bei uns regnets seit acht Tag. Und koit is grad gnua. Grad heizen muaß ma no.«

Dann wollte er wissen, wo ich hin wolle.

»In ein erstklassiges Hotel«, sagte ich und nannte einige Namen, denn schließlich hatte ich in München studiert und kannte mich aus. Und ich hatte beschlossen, in diesem Urlaub nicht auf die Kopeken zu sehen. Das Beste war mir gerade teuer genug.

Aber mein Fahrer schüttelte zweifelnd den Kopf. »Da siech i schwarz. Wanns' net bestellt ham – Wissens', in München is immer was los. Zurzeit hammer – Wartens, ob i's zsammbring – also wir ham erschtens die Nahrungsmittelexperten hier, dann eine Delegation aus dem Sudan, dann die Chirurgen und – was war jetzt dös no – ah ja, richtig, den Unternehmerfachverband. Und a Ausstellung hams' a eröffnet.«

»Was heißt das, sie haben die hier?«

»Mei, die tagen halt. In München tagens' alleweil. Zwei oder drei mindestens. Und drum sind a unsere Hotels alleweil besetzt. Da müssens' Eahna anmelden. Lang vorher scho.«

»München hat schließlich Hotels genug. So schlimm wird's schon nicht sein«, meinte ich leichtsinnig.

Jedoch, es war so schlimm. Nachdem wir »Bayerischer Hof«, »Königshof«, »Excelsior«, »Deutscher Kaiser«, »Continental« und schließlich noch die »Vier Jahreszeiten« abgeklappert hatten, auf der Suche nach einem Bett für mich, sehr zum Entzücken meines Fahrers, denn es war mittlerweile später Nachmittag, die Straßen brodelnd von Verkehr, wir kamen langsam vorwärts, und die Taxameteruhr stieg in astronomische Höhen, hielten wir ratlos vor der Anfahrt der »Vier Jahreszeiten«.

»Ja mei«, sagte mein Fahrer. »Was dean ma jetzt?«

Ich hätte ja bloß meine Firma anzurufen brauchen. Erstens hatten die, soviel ich wusste, ein Gästehaus. Zweitens würden sie vielleicht auch ein Hotelzimmer für mich auftreiben. Aber erstens war es schon ziemlich spät und vielleicht schon Büroschluss, und zweitens wollte ich nicht schon am ersten Abend Bibiana in die Hände fallen.

Ja, sie hieß wirklich so, war ein prächtiges Mädchen, die Sekretärin meines ehemaligen Chefs in der Firma und, ehe ich nach Indien gegangen war, längere Zeit meine große Liebe. Oder ich die ihre, wie man's nimmt. Nur mit Millimeterbreite war ich am Standesamt vorbeigekommen, und was Bibiana mir auf die Reise mitgab, war alles andere als ein Segenswunsch. Es war mir nie ganz begreiflich gewesen, warum sie mich partout heiraten wollte. Sie wär viel zu schade für mich, das hatte ich ihr immer wieder klarzumachen versucht, so hübsch und so tüchtig, groß und kräftig gewachsen, mit schönen Beinen und einem gut entwickelten Busen, ungemein

energisch, sehr selbstbewusst und außerordentlich tonangebend, wo immer sie sich auch befand. Sei es in ihrem Bereich in der Firma, sei es in unserem gemeinsamen Freundeskreis oder auch im Zusammenleben mit mir. Vor einer Ehe mit Bibiana hatte ich mich, ehrlich gestanden, gefürchtet. Sie war mir zu tüchtig, zu selbstbewusst, zu tonangebend. Ich kam mir neben ihr immer wie ein kleiner dummer Junge vor, dem man gleich auf die Finger klopfen würde. Das war ungerecht von mir gewesen. Sie hatte mich geliebt, ganz bestimmt, und sie war eine ebenso leidenschaftliche wie sorgsam auf mein Wohl bedachte Geliebte gewesen. Und hätte zweifellos eine großartige Ehefrau abgegeben. Neben ihr konnte ein Mann gar nichts anderes machen als Karriere, so viel war sicher. Aber ich hatte immer schon etwas gegen allzu viel Perfektion gehabt. So ein Mädchen wie Annabelle zum Beispiel, gar nicht tüchtig, verspielt, wechselnd in Stimmung und Laune, unberechenbar, also das war ... Hinter uns hupte es.

»Also was dean ma?«, fragte mein Fahrer und startete. »Hier koa i net stehen bleiben über Nacht.«

»Ja«, meinte ich unentschlossen, »dann müssen Sie mich eben in einem Lokal absetzen, wo ich telefonieren kann.«

»I wüsst Eahna was. Freili woäß i net, ob die an Platz frei ham. In Schwabing drunt, da kenn i so a kloans Hotel. Is mehr a Pension, aber sehr nett. Dös is ganz in der Näh, wo i wohn.«

»Gut. Fahren wir dahin. Und dann sind Sie wenigstens gleich zum Abendessen zu Hause.«

»Eben. Dös hab i mir a denkt.«

Das kleine Hotel in Schwabing, das eigentlich eine Pension war, hatte wunderbarerweise ein Zimmer für mich frei. Sogar ein sehr schönes großes Eckzimmer mit Schreibtisch, Radio und danebenliegendem Badezimmer. Überraschend hatte einer abreisen müssen. Die Wirtin, eine ältere rundliche Frau, schien sich außerordentlich zu freuen, dass ich bei ihr gelandet war. Sie schickte mir ein eiskaltes Bier aufs Zimmer und ein hübsches blondes Mädchen, das mir beim Auspacken half. Und zum Schluss kam noch eine Vase mit drei roten Tulpen, die man mir auf den Tisch stellte. Ich war gerührt. Genauso hatte ich mir das Heimkommen vorgestellt. Ich badete, rasierte mich und setzte mich dann in einen tiefen Plüschsessel und döste gemütlich vor mich hin. At home! Das konnte nur der verstehen, der fort gewesen war.

Noch am Abend machte ich die Bekanntschaft von Erika. In einem Lokal in der Leopoldstraße hatte ich zu Abend gegessen – es gab hier mehrere neue Lokale, die ich noch nicht kannte – und war dann gemütlich durch einige Schwabinger Kneipen gebummelt. Das war eigentlich wie früher. Harte Stühle, Rauch und Lärm, tanzende Paare, junge Künstler von wildem Aussehen, ein paar Provinzonzkels dazwischen.

So ein Provinzonkel saß bei »Gisela« am Nebentisch, Anfang sechzig etwa, dick und rotgesichtig, die Sektflasche auf dem Tisch. Neben ihm ein schlankes, hochbeiniges Reh, silberblonde lange Mähne, himmelblaue Augen mit langen Wimpern. Jung und unschuldig sah sie aus. Gar nicht übel. Vielleicht die Tochter von dem Alten. Wir wechselten ein paar Blicke von Tisch zu Tisch, ich wagte ein Lächeln, sie lächelte zurück. Dabei kaute sie gelangweilt an ihrem Strohalm. Na ja, war sicher nicht sehr unterhaltend für die Kleine, mit dem Papa hier zu sitzen. Ob ich mal – na klar, warum nicht?

Als die Trompete schmetternd den nächsten Tanz anblies, erhob ich mich. Ich hatte zwar keine Ahnung, was das für ein Tanz war, aber das spielte keine Rolle, auf der Tanzfläche war sowieso wenig Platz, da kam es nicht darauf an, wie man sich dort herumdrückte.

Ich machte die zwei Schritte zum Nebentisch, produzierte eine tadellose Verbeugung, fragte den Alten: »Sie erlauben?«, und wandelte hinter der Blondin, die eilig aufgestanden war, zur Tanzfläche. Es ging ganz gut. Sie schmiegte sich weich in meinen Arm, tanzte sehr sicher und graziös, lächelte ein paar Mal unter halb gesenkten Lidern zu mir auf, sagte »au«, als ich ihr auf den Fuß trat, sagte »macht nix«, als ich mich entschuldigte, und dann brachte ich sie zu ihrem Vater zurück, bedankte mich bei beiden und setzte mich wieder vor meinen Whisky.

Na, siehst du, mein Junge. Ist gar nicht so schwer mit der Zivilisation. Übrigens schien der Papa nicht sehr erfreut gewesen zu sein, dass ich mit dem Töchterchen getanzt hatte, kein Blick, kein Lächeln, nicht mal ein Nicken auf mein höfliches Tanzstundengebaren hin. Da sagte man immer, die junge Generation hätte keine Manieren. Die Alten schon gar nicht.

Ich ließ einen Tanz aus. Beim übernächsten stellte ich mich wieder in der Nachbarschaft ein.

Als wir tanzten, sagte die Blonde mit einem Blick zu ihrem alten Herrn hin: »Jetzt ist er sauer.«
»Warum?« fragte ich erstaunt.

»Sehen Sie, jetzt winkt er der Kellnerin. Jetzt will er zahlen.«

»Warum?«, fragte ich wieder.

»Na, weil ich mit Ihnen tanze. Das ist doch klar.«

»Hat Ihr Herr Vater denn etwas dagegen, wenn ich mit Ihnen tanze? Warum geht er dann mit Ihnen hierher?«

Der Blick, den sie mir zuwarf, war voll abgrundtiefer Verachtung.

»Mein Vater! Na Mensch, Sie sind wohl reichlich behämmert. Wo kommen Sie denn her? Aus dem Urwald?«

Sie hatte es fast getroffen.

Ich nickte. »So etwas Ähnliches. Nicht Ihr Vater also. Onkel auch nicht? Eine Art väterlicher Freund demnach.«

»So was Ähnliches«, wiederholte sie meine Worte und kicherte.

»Und die Gefühle, die seine Brust erfüllen, wenn Sie mit mir tanzen, sind dann wohl so etwas wie Eifersucht?«

»So was Ähnliches.«

»Ja, was machen wir denn da? Ich möchte dem alten Herrn nicht das Leben vergällen. Da werde ich Sie wohl zurückbringen müssen.«

»Ich tanze aber gern mit Ihnen.«

Das tat mir gut. »Ganz meinerseits«, sagte ich. Das stimmte. Sie war weich und zart und zierlich in meinem Arm, ich spürte ihre kleinen Brüste ein wenig, sie roch gut, ihr silberblondes Haar kitzelte mich manchmal an der Nase. Es war einfach ein hübsches Gefühl, so einen jungen Mädchenkörper nahe bei sich zu haben. Schließlich hatte ich lange genug davon geträumt. Sicher, es musste vielleicht nicht gerade die sein. Und die Geschichte mit dem alten Herrn störte mich etwas. Aber so sehr auch wieder nicht. Ich kam zwar aus dem Urwald, aber nicht vom Mond, ich hatte lange genug in München gelebt und kannte Schwabing bestens. C'est la vie, so ist das Leben nun einmal. Spendable alte Herren waren für süße junge Mädchen zeitweise ganz brauchbar und nützlich. Die zahlten ein neues Kleidchen und ein paar schicke Schuhe, vielleicht sogar mal ein Armbändchen, wenn's hochkam einen Pelzmantel, und viel Unheil konnten sie nicht mehr anrichten, die alten Herren. An den jungen Mädchen wurde nichts Wichtiges abgenutzt, und zu ihrer Zeit wurden brauchbare kleine Ehefrauen aus ihnen. Kein Grund zur Aufregung.

Jetzt war die Kellnerin am Tisch bei Vati. Er zahlte.

»Schade«, seufzte die Kleine. »Die Flasche ist noch halb voll. Und ich trinke so gern Sekt.«

»Ja, wir könnten ja dann vielleicht morgen«, sagte ich, »oder heute noch? Was passiert denn, wenn Sie jetzt gehen? Sind Sie – ich meine, bleiben Sie zusammen?«

»Was glauben Sie denn? Er bringt mich heim, und dann muss er auch nach Hause. Er ist schließlich verheiratet.«

»Na dann! Ist doch ganz einfach. Wir müssen ihn ja nicht ärgern. Er sieht eigentlich recht lieb aus.«

»Doch«, gab sie zu, »ist er auch.«

»Also, dann lassen Sie sich schön nach Hause bringen, und nachher treffen wir uns wieder und trinken noch eine Bottle. Ist doch ganz einfach. Mir ist auch noch nicht nach Schlafengehen zumute. Wissen Sie, ich bin seit drei Jahren das erste Mal wieder in München. Heute erst angekommen.«

»Heute erst?«, staunte sie. »Woher denn?«

»Aus Indien«, sagte ich und ließ es möglichst bescheiden und alltäglich klingen. Aber es machte sich gut.

Und verfehlte auch seine Wirkung nicht.

»Ui«, machte sie, »ist ja toll. Das müssen Sie mir erzählen. Sie wollen also wirklich noch heute ...?«

»Ja. Falls Sie nicht zu müde sind.«

»Nö. Ich bin nicht müde. Also, dann passen Sie mal auf ...«, die Musik dudelte die letzten Akkorde, und sie flüsterte mir hastig zu, in welchem Lokal in welcher Straße ich sie in einer halben Stunde erwarten dürfte.

Dann lieferte ich sie bei ihrem väterlichen Freund ab, machte eine tiefe Verbeugung, bedankte mich bei ihm mit gewählten Worten. Diesmal nickte er kurz und ungnädig, legte ihr, nachdem sie sich gesetzt hatte, besitzergreifend die Hand auf den Arm. Und fünf Minuten später brachen sie auf. Sie hatte nicht einmal mehr zu mir hergeschaut, gab mir auch keinen Abschiedsblick. Dafür hatte sie eifrig dem Alten gelauscht, verständig genickt, als er auf sie einsprach, ihm liebevoll zugelächelt. Ach, Mann Gottes, geh nach Hause zu deinem dir angetrauten Ehefrau, ehe sie sich noch mehr graue Haare deinetwegen anärgert, sei nett zu ihr und finde dich mit deiner Altersklasse ab.

Na ja, ich hatte gut reden. Erst mal abwarten, wie ich mich in dreißig Jahren benehmen würde.